

(Nachdruck verboten.)

61

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Wischt sich die Petroleumfinger am Rock ab, zum angenehmen Beigeschmack für die Gläser,“ murkte Vätkebold.

— „Und die Linie, die wie eine Stahlfeder von der Ferse an über den Rücken läuft, — stark und mager und lang und elastisch, und unter dem Tuch endet!“ Abraham malte eifrig im Halbdunkel auf einem Stück Papier hinter dem Hut.

„Sieh acht, wenn sie wieder herunter springt, sie macht keinen Lärm dabei. — Nun, was sagte ich, — wie eine Raute! — Und sieh sie jetzt einmal an, — wie sie mit der Flasche, die sie am Korkenzieher hält, hin und her schlenkert, — so hoch in den Hüften, — die kleinen, grünen Augen gucken zu uns herüber!“

Klaus zwinkerte Vätkebold nur kritisch zu.

Die Tabakswolke sammelte sich dicht und grau um die Parafinlampe. Einige Arbeiter riefen und schrien und drängten einander an den Schenktisch. Die Thürglocke schellte unablässig; einige zogen sich zurück, andre kamen.

„Sie gehört in diese graue, schwindelige Nebel- atmosphäre,“ lächelte Abraham still vor sich hin; bleich und interessiert saß er vor seinem Grog und beobachtete, wie Otta ihren Scherz mit einem langen Rock trieb, der jedesmal, wenn sie ihm das Verlangte brachte, den Versuch machte, sie um die Taille zu fassen.

„Sie sollten lieber in die Kajüte hinabgehen und acht auf ihre Erbsen geben!“ lachte sie, „sonst könnten sie anbrennen.“

„Jetzt hab' ich die Stellung, in der sie gezeichnet werden muß, wenn sie sich so lang und voller Schelmstücke über den Rock beugt!“ rief Abraham aus und lehnte sich über den Tisch, so daß sein Glas umfiel.

„Es taucht wirklich etwas Interessanteres bei ihr auf,“ meinte Klaus, „etwas tiefer Verborgenes.“

„Sie ist, hol' mich der Teufel, den Aufenthalt hier in dieser Höhle wert,“ stimmte auch Vätkebold bei. „Otta, Otta!“ rief er, als sie in ihre Nähe kam.

Sie that, als höre sie es nicht.

„Ach, Jungfer, wollen Sie sich nicht über uns erbarmen und uns mit einer neuen Nation versehen?“ sagte er galant, als sie sich endlich einfand.

„Otta! das ist ein hübscher, frischer Name,“ brachte Abraham mit Anstrengung heraus, über das ganze feine Gesicht errötend.

„So, meinen Sie das? Ich dachte, mein Name ginge Sie nichts an!“

Abraham wurde plötzlich überlegen.

„Ich sage nur, Gott bewahr' Sie vor einem Schnürleib, Otta! Und tragen Sie stets Ihre Kleider so lose und nachlässig und weich um den Körper!“

Sie stuzte, während sie den Präsentierteller aufnahm, nicht ohne Abraham einen Blick zuzuwerfen, ob er sich wohl lustig über sie mache.

„Es kleidet Sie nämlich!“ fuhr er fort.

„Sie sind vielleicht Damenschneider?“ schleuderte sie ihm ins Gesicht, warf den Kopf in den Nacken und entfernte sich.

„Das hast Du für Deine malerische Auffassung, Abraham!“ lachte Vätkebold. „Du hättest nur sagen sollen, daß sie sich auch niemals waschen mußte, — denn sie sah ziemlich malerisch im Gesicht aus von Schweiß und all- dergleichen!“

Klaus rauchte und grübelte mit starrem Blick, er mußte sie wirklich studieren.

„Ottas Augen schweifen verteuftelt neugierig zu uns herüber, Abraham, sie thut, als sähe sie uns nicht, aber —“

„Es kommt nur darauf an, den Magnetismus in Wirk- samkeit zu setzen,“ erklärte Abraham voller Selbstvertrauen.

„Jungfer Otta!“ rief er dann, als sie an den Tisch neben ihnen trat, „wir möchten gern noch ein wenig Bier haben, und dann, Sie würden ungleich schöner sein, wenn Sie das häßliche Tuch abnehmen wollten. Das verunstaltet Ihre Figur.“

Sie zuckte nur mit den Mundwinkeln.

„Hier ist es doch warm genug,“ begründete er seine Be- merkung.

„Dann können solche feine Herren ja nur fortbleiben.“

„Nein, das kann ich gerade nicht, wie Sie sehen. Aber hören Sie jetzt!“ bat er, „ich bin so einer, der Bilder zeichnet und dergleichen, wenn ich etwas sehe, was schneidig und schön ist! Und nun müssen Sie gut sein, Otta! Stehen Sie nur einen Augenblick hier vor dem Tische still — so wie nun, ja — nur so, daß ich den Kopf und die Haltung abzeichnen kann.“

Es schien, als wollte Otta ihm wieder eine schnippische Antwort geben. Sie sah ihn ein paarmal prüfend an, lachte dann geniert und sprang davon.

„Gerade in dem Augenblick, als ich sie beinahe hatte!“ fuhr Abraham heftig auf.

„Nur ruhig Blut!“ nickte ihm Vätkebold zu und klopfte seine Pfeife aus. „Sieh ihr nicht nach! Ich kenne die Art! Du kannst sie an der Neugier ziehen, so weit Du willst. Aber,“ versicherte er mit etwas schwerer Zunge, „es ist nicht gut Kirschen essen mit solchen Frauenzimmern.“

„Sie ist gar nicht so übel,“ erklärte Klaus, ihr mit den Augen folgend. „Ich fange beinahe an zu glauben, daß das Gesicht so mopsmäßig sein kann, wie es will; es kommt nur darauf an, was für ein Frauenzimmer dahinter steckt. Würde sie nicht ganz jungfräulich verschämt, als sie hier stand? Und jetzt nur, die Anstalten, die sie jetzt macht! Sie reckt sich und setzt Flaschen und Gläser über die Schultern der Gäste auf die Tische.“

„Ja, sie weiß, daß sie hier gleichsam vor einem Spiegel geht,“ meinte Vätkebold. „Ich denke, die hast Du, Abraham! Na, jetzt Ihr, das Tuch kam doch weg?“ triumphtierte er, „und sie selber kommt mit dem Bier hierher.“

„Ja, nicht wahr, es war zu warm, Otta?“ begann Abraham treuherzig, „schrecklich warm!“

„Sie wünschten doch vorhin Bier?“ fragte Otta, indem sie es vermied, die Augen aufzuschlagen. Sie setzte die Flaschen auf den Tisch.

„Ja, und dann wünschten wir, daß Sie liebenswürdig sein möchten, wissen Sie?“

Sie lachte ein wenig mißtrauisch.

„Ich will Ihnen nur sagen, Otta, je häßlicher ein Mädchen ist, desto prüder ist sie!“

Otto zog die Flaschen auf. Sie benutzte die Gelegenheit, während sie sich herabbeugte, auf Abrahams Papier zu gucken. Ihr Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen.

„Ja, das sind Sie!“ sagte Abraham. „Aber Sie sind auf dem Papier nicht halb so geschmeidig und schön, wie Sie werden würden, wenn Sie einen Augenblick still stehen wollten. Und dann müssen Sie mich so ansehen, wie vorhin, als Sie den Rock nedten.“

Das war unmöglich. Sie war nahe daran, loszuplätzen.

„Neden Sie den Rock! sage ich Ihnen!“

Sie riß den Mund weit auf vor Staunen, die Augen aber leuchteten.

„Nun ja, dies geht auch,“ meinte Abraham, „bewegen Sie nur den Kopf nicht, Otta! Wenn Sie doch jetzt den Rock nedten wollten!“

„Ja, ja, den Korkzieher!“ antwortete sie laut. — „Nun muß ich fort, sonst kommt Mutter mir auf den Buckel!“

„Wir wünschen nachher noch etwas mehr Bier!“ flüsterte ihr Abraham eifrig nach, als sie fortstürzte.

„Sie ist wirklich eine köstliche Entdeckung, diese Dirne!“ stammelte Klaus ganz überwältigt. Er schenkte sich aus der Bierflasche ein, so daß der Schaum über den Tisch trieb. —

„Großartiges Gaudium, an so einem Malerzug teilzunehmen!“

„Du bist eine so leichte Beute für die Mädchen,“ ermahnte Vätkebold.

Abraham saß da, die Augen bald auf die Zeichnung, bald auf Otta gerichtet, die zwischen den Gästen umhersprang.

„Ich habe sie doch nicht gekriegt,“ sagte er in ärgerlichem Ton und mit finstrem Blick, „zu zahm, viel zu ährm. Ich sah etwas andres in ihr. Ich ärgere mich noch gelb und grün,“ rief er aus und warf das Papier hin. „Ich mag es gar nicht einmal mit nach Hause nehmen. Solch ein Pfücher in der Kunst! Ich will mich betrinken.“

„Unsinn, sie ist so ähnlich, daß —. Schenk es mir, Abraham! Bitte, schenk es mir!“ eiferte Klaus.

„Meinetwegen, da! Ich will mehr Num. haben. Puh, einem werden die Ohren ganz heiß, wenn man aufsteht, so warm ist es unter der Decke.“

„Dahinten ist solche Aufregung,“ sagte Vålkebold und redete sich über den Tisch. — „Was für eine Frage sie dem Koch zu machte! Seht, der kleine schwarzhaarige Seemann da! Wärdte wissen, ob ein Liebesverhältnis zwischen den beiden existiert?“

Der Koch hatte hinterlistigerweise Otta gefangen und zwang ihren Kopf zu sich herab.

Sie schnellte wie eine Weidengerte in die Höhe und stieß ihn heftig von sich.

„Er soll hinaus!“ rief Klaus heftig aufbrausend.

Der Schlag, den der Koch bekam, kam richtig von dem Kleinen schwarzhaarigen Seemann. Einige suchten sie zu trennen, andre, sie nach der Thür hin zu drängen, und Madame Höiby schrie und ries.

Otta war auf eine Bank gesprungen.

„Seht, — seht!“ rief Abraham, „sie freut sich so, daß ihre Augen glänzen. Sie versteht sich auf eine Schlägerei! Nun hab' ich sie: eine bleiche, schwebende Bacchantin, die sich einen Rausch angetrunken hat.“

Der Koch war wenige Augenblicke später auf die Straße hinausgeworfen, wo die Prügelei ihren Fortgang nahm.

„Laßt uns schnell bezahlen und machen, daß wir fort kommen,“ schlug Vålkebold vor. „Sie erwarten uns gewiß schon an der Brigg.“

Während sie ihre Rechnung am Schenkisch berichtigten, stand Grönset, der von der Zollbude verabschiedet war, mitten im Zimmer, total betrunken, in einem hellblauen, abgetragenen Ueberrest seiner früheren Zolluniformsweste, die nur noch drei Knöpfe hatte, schwankte und nickte selbstgefällig und sagte: „Gute Freunde, — gute Freunde.“

Er fand keine „guten Freunde“ und mußte mehr als einem Schubs aus dem Wege gehen, fing dann aber an, umherzugehen und die Leute, von denen er glaubte, daß sie ihn vielleicht traktieren würden, anzutippen, wobei er sein „Gute Freunde“ immer von neuem wiederholte. —

Gleich freundlich und unverdrossen fuhr er damit fort, wurde aber von Madame Höiby, die in fliegender Eile an ihm vorüberkam, beiseite gestoßen:

„Ach, bleiben Sie, wo Sie sind, Sie Saufbold!“

„Jaja, jaja! — Gute Freunde! — — Gute Freunde!“

— vernahmen sie noch, als sie bereits in der Thür standen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wahre Liebe.

Stizze von Peter Hansen.

Er lag in einem niedrigen Schaukelstuhl und rauchte, neben einer Art von Rohr-Chaiselongue, auf der das Fräulein zwischen weichen Kissen ruhte. Ihr Kopf verbarg nur halb die zierlichen Füße, die in gestickten Strümpfen und kleinen, toletten Halbschuhen steckten.

Ueber die Betanda hinaus sah man den Sund, der in der Sonne glitzerte und funkelte.

Mitten in einem Zug aus der Cigarre gähnte er.

„Hans, — Du gähnst ja!“

„Ach ja, es ist so fürchterlich warm!“

Sie hielt jetzt geschäftig einen kleinen chinesischen Fächer vor den Mund.

„Julie, — Du gähnst ja!“

„Das kommt vom schlechten Beispiel. Sei bitte etwas unterhaltender!“

„Sieh, wie grün das Wasser da draußen schimmert.“

„Du bist unausstehlich!“ Sie schlug mit dem Fächer nach ihm.

Er richtete sich im Stuhle auf, schob ihn näher an die Chaiselongue heran, und beugte sich über sie, um sie zu küssen. Aber sie wehrte ihn mit dem Fächer ab, als ob er eine Fliege wäre, und sagte:

„Lieber Hans, Du weißt, daß ich Dich sehr lieb habe; aber der Sommer ist nicht die rechte Zeit, um verlobt zu sein — um sich zu küssen, meine ich — es ist zu warm!“

Etwas verdrießlich zog er sich zurück und lag nun wieder träge in seinem Schaukelstuhl.

„Ja, liebste Julie, Du hast gewiß recht — ach ja!“

Sie wandte sich zu ihm, stützte sich auf den Ellbogen und sah ihn herausfordernd an.

„Kannst Du mir nicht lieber ein wenig den Hof machen? Wie in der Zeit, als wir noch nicht verlobt waren? Das ist lange nicht so lästig — lange nicht! Es paßt viel besser für den Sommer.“

„Ehrlich gestanden, Julie, finde ich, Du kannst zufrieden sein. Alle Welt macht Dir ja den Hof, der Kammerjunker, der kleine Hilfsprediger, der Student, der . . .“

„Du bist doch nicht etwa eifersüchtig, Hans?“ Und sie wandte sich so scharf nach ihm um, daß sie den einen Fuß auf den Fußboden streifen mußte.

„Nein, mein Herz! Mit den Kinderstreichen wären wir fertig . . .“

„Höre mal zu, Hans . . .“ Sie lehnte sich wieder zurück und wandte den Blick nach oben. „Findest Du wirklich, daß es so dumm ist, eifersüchtig zu sein?“

Er warf einen schnellen Seitenblick auf sie. Sie lag unbeweglich.

„Ja — a, siehst Du, wie man es nimmt. Wir z. B. eignen uns, meiner Meinung nach, nicht in geringsten dazu. Es gehören starke Gefühle dazu, ich möchte sagen leidenschaftliche, gewaltsame. Und wir sind beide so ruhig . . .“

„Ja, Du hast recht, so ruhig, zuweilen wohl zu ruhig. Aber davon ahnst Du wohl nichts, Hans, von wirklicher Leidenschaft? Es ist wohl kindisch von mir, so etwas zu fragen?“

„Ach nein, — kindisch möchte ich es gerade nicht nennen. Aber Leidenschaft ist etwas so anstrengendes, noch dazu im Sommer! Nein, ein stilles Sich-ben-Hof-machen ist viel angenehmer . . .“

„Ich glaube, Du willst Dich über mich lustig machen.“

„Nein, mein liebes kleines Züchlein, aber Du sagtest es doch selbst.“

„Ja, ja, natürlich. Und ich meinte es auch wirklich, — Du doch auch, nicht wahr?“

„Ja, natürlich.“

. . . und wieder schwiegen beide. Julie betrachtete aufmerksam die Spitzen ihrer Schuhe; Hans lag ausgestreckt im Schaukelstuhl und folgte mit den Blicken den Rauchwolken seiner Cigarre.

Plötzlich fragte sie:

„Hans, hast Du je zwei richtig Verliebte getroffen, ich meine zwei Menschen, die das wirklich waren, was man in Romanen verliebt nennt? Zwei, die für einander sterben könnten?“

„Ich habe einmal zwei Menschen gekannt,“ antwortete er nachdenklich, „die sich gegenseitig alles waren, die nur für einander lebten und atmeten.“

„Ach, erzähl mir von ihnen.“

„Ja, wenn Du zum Hören aufgelegt bist, kann ich Dir ihre kleine Geschichte erzählen, oder vielmehr s e i n e, denn sie kannte ich nur durch ihn.“

„Du wirst ja so ernst, Hans. Ist es etwas Trauriges?“

„Das sollst Du selbst entscheiden. Darf ich vielleicht neben Dir sitzen?“

Sie erhob sich und machte Platz für ihn.

Als er sich neben sie gesetzt und ihre Hand in die seine genommen hatte, begann er:

„Vor vielen Jahren war Knud Petersen mein bester Freund. Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns und auf dem Wege, der Compagnon seines Vaters zu werden. Knud war damals, was ihr Damen mit einer gewissen geheimnisvollen Betonung „etwas wild“ nennt; im übrigen war er nicht schlechter als wir anderen, nur, daß er mehr Geld hatte. In unserer Kreise galt er für einen ver-teufelt flotten Kerl, ältere Leute fanden ihn ein wenig leichtsinnig.

Du kannst Dir demnach denken, daß ich aus den Wolken fiel, als ich eines Morgens, unvorbereitet und nichtsbahnend, seine Verlobungsanzeige erhielt. Ehrlich gestanden, glaubte ich erst, es handle sich um einen Scherz. Aber als ich zu ihm ging, fand ich ihn strahlend glücklich, neben ihm seine gleichfalls strahlende Braut, eine schöne, junge Bräutlein.

Wir veranstalteten ein kleines Fest, um das Ereignis zu feiern, und in den Reden fiel mancher Wis über den „Neubekehrten“. Er hörte alles ruhig an, dann aber erhob er sich und hielt eine förmliche Abschiedsrede. Dieser Abend sollte für ihn der endgültige Abschluß einer Lebensperiode sein, von der er ganz gewiß viele frohe Erinnerungen mitnehmen werde, aber die von heute an für ihn vorbei sein müßte. Sein Leben habe von nun an ein Ziel und einen Zweck; er habe den Weg zum Glück gefunden, an das viele von uns nicht recht glauben wollten, aber das trotzdem für den existiere, der nur den rechten Augenblick nicht verjäume, es zu ergreifen. Wortlos lauschten wir alle seinen Auseinandersetzungen, heimlich dachte jeder: diese Stimmung wird nicht lange anhalten.

Aber ich kann Dir sagen, sie hielt an. Wir hatten allen Grund, uns über ihn zu wundern. Seit jenem Abschiedsfest hatte er sich ganz von seinem früheren Umgangskreis zurückgezogen, und traf ich ihn noch einmal irgendwo, so war's der reine Zufall.

Eines Tages wurden seine früheren Freunde durch die Nachricht überrascht, daß Knud, der damals dreißig Jahre alt war, angefangen habe, Medizin zu studieren. Er hatte das Comptoir des Vaters verlassen, und war, mit dem Fluch des Alten beladen, auf und davon gegangen.

Das war folgendermaßen zugegangen: Der Vater war ein äußerst unangenehmer Mensch, tyrannisch, und, was sein Geschäftsleben betraf, auf der Grenze des Unehrenhaften. Während nun Knud sein leichtsinniges Junggesellenleben führte und sich nicht weiter für ernsthafte Beschäftigungen interessierte, ging alles gut. Er ging ins Comptoir, that, als ob er arbeitete, und dachte über nichts nach.

Nach der Verlobung wurde das anders. Eines schönen Tages kam es zu einem heftigen Zusammenstoß mit dem Vater, der seine

Akritil seiner Geschäftsprinzipien duldet. Von dem Tage an wurde es schlimmer und schlimmer. Knud hatte nur die Wahl, zu gehorchen oder zu gehen.

Er entschied sich für das Letztere, einem ausdrücklichen Wunsch seiner Braut entsprechend. Du mußt wissen, daß dies ein bedeutungsvoller Schritt war; es bedeutete, daß Knuds Zukunftsaussichten außerordentlich unsicher wurden, daß die Hochzeit, die in nächster Zeit hatte stattfinden sollen, mindestens sechs bis sieben Jahre aufgeschoben werden mußte. Nicht wahr, Julie, es gehörte viel Vertrauen, viel Mut, vor allem sehr viel Liebe dazu? Und was wurde denn eigentlich von ihm verlangt? Er sollte es mit der Ehrenhaftigkeit nicht gar so streng nehmen, hier und da einmal ein Auge zudrücken. Und dann winkte ihm eine reiche, gesicherte Zukunft, die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche, — die Hochzeit.

Er wählte das andere.

Er zog in ein kleines, ärmliches Zimmer und lebte unglaublich sparsam. Sein Leben war drei Jahre lang eine Reihe heldenmüthiger Entschaltungen, die nur der, dessen Dasein unauflöslich an ein großes, alles beherrschendes Gefühl geknüpft ist, zu ertragen vermag. Er wurde ein Wunder in der studierenden Welt. Man lächelte über seinen Fanatismus, aber wenn man ehrlich war, mußte man ihn bewundern, ja beneiden. Denn er war der glücklichste Mensch, den ich je gesehen habe. Wenn man ihm und seiner Braut begegnete, bekam man einen sichtlich Einblick in eine Welt, ein Leben, das heller, reiner und besser ist als das alltägliche.

Sie arbeitete mit ihm, half ihm Kollegien abschreiben, las ihm vor, wenn er müde war, botanisierte mit ihm. Eines Tages erzählte er mir von ihr; er legte die Arme um meinen Hals und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich bin bange, daß ich mehr Glück genossen habe, wie mir zukommt.“ Und diese Worte, die einfach und schlicht von Herzen kamen, waren berebter als die längsten Lobreden.

Zoll für Zoll arbeiteten sie sich vorwärts auf ihrem Wege, dem Ziel entgegen. Jeden Tag fühlten sie, daß sie weiter gekommen waren, sie zählten die Tage, bis der große Examenstag heranrückte, und unermüdblich machten sie Pläne für die Zukunft.

Er war nun so weit, daß der erste Teil des Examins vor der Thür stand; man wußte, daß er ihn glänzend bestehen würde.

Da — es war um die Frühjahrszeit — wurde sie krank. Ich traf ihn eines Tages auf der Straße, und er erzählte es mir. Aber er lachte dazu, voller Hoffnung und Mut und sagte: „Es hat nichts zu sagen; wir haben uns etwas überanstrengt — das ist alles. Etwas Fieber und Mattigkeit, eine richtige Frühjahrskrankheit.“

Er täuschte sich. Es wurde ein schleichendes Fieber, das langsam, aber sicher ihre Lebenskraft verzehrte.

Es waren schwere Zeiten für ihn, schwer, mit der Sorge im Herzen, sich zum Examen vorzubereiten; aber er war gewohnt, sich zusammenzunehmen, bestand das Examen mit Glanz und machte ihr dadurch die letzte Freude. Denn — sie starb!

Was das für ihn bedeutete — ja, Julie, Du weinst, Du kannst es ermessen. Nicht wahr, das muß für ihn ein gänzlicher, innerlicher Zusammenbruch gewesen sein, ein Einsturz aller Begriffe, ein Auflehn gegen die Kräfte, die unser Leben regieren, und die eine so empörende Ungerechtigkeit zulassen. Er hat das vielleicht alles durachmachen müssen; er hat wohl, wie so viele vor ihm, seine Stirne blutig geschlagen an den Mauern seines Gefängnisses.

Nach ihrem Tode schloß er sich ein, wollte niemand sehen; und eines Tages hörte ich, er sei nach Rußland gereist, wozu und mit welchen Plänen habe ich nicht erfahren.

Sein Vater hatte ihm das Anerbieten gemacht, er solle wieder zu ihm zurückkehren — aber selbstverständlich hatte er nein gesagt; der Aufenthalt in den gewohnten Umgebungen war ihm unerträglich geworden.

Du fragtest mich, ob ich jemanden gekannt habe, der gewußt, was wahre Liebe sei. Anut Petersen und seine Braut wußten es.

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie. Während seiner Erzählung hatte sie sich fest an ihn geschmiegt, er konnte fühlen, wie sie zitterte.

Weinade bereute er, ihr die Geschichte erzählt zu haben; er hatte nicht gedacht, daß sie solchen Eindruck auf sie machen würde.

Jetzt sah sie mit thränenvollen Augen zu ihm auf und fragte: „Gans, sei ehrlich. Sage mir offen, würdest Du Dich wieder trösten können, wenn ich stirbe?“

Ihre Augen suchten die Antwort auf seinen Lippen; und er mußte zur Seite sehen, um ihren Blick zu vermeiden.

Er streichelte lieblosend ihr Haar und erwiderte:

„Aber, Liebes Herz, wie kannst Du nur so etwas fragen . . . ? Wir wollen doch noch viele, viele Jahre mit einander leben, nicht wahr?“

Aber kaum hatte er das gesagt, so sank Julie zurück und brach in einen Strom von Thränen aus. —

Kleines feuilleton.

Verpöngte Pflanzen. (Nachdruck verboten.) Auf Thürmen, Dächern, Pfläunen, Steinhausen, Felsen, ja sogar auf Bäumen sieht man allerhand Gewächse, die, ob ihnen gleich die natürlichen Bedingungen zum Gedeihen zu fehlen scheinen, doch grünen und blühen und zuweilen auch Früchte tragen. Auf vielen alten Mauern wächst das Gras, von Dotterblumen und Lerchensporn untermischt, so dicht

und lüppig wie in Schilba, allwo man den Gemeinde-Däsen mit Striden heraufzog, damit er's abweiden sollte.

Wie kommen die Pflanzen aber nach diesem für sie so wenig passenden Standort?

Die Sache ist einfach genug. Ein Vogel oder auch der Wind trägt ein Samenkorn dorthin, Regen und Thau besuchten es, und nach einigen Tagen resp. Wochen keimt es. Da nun Staub und Schmutz schließlich überall liegen, so findet das zarte Pflänzchen auch für's erste die Möglichkeit, um Wurzeln zu schlagen. Es wird zwar nicht hoch und kräftig emporstieben, aber Blätter und selbst ein paar kümmerliche Blüten treibt es doch; wenn es genügend Sonnenschein gehabt hat, reift sogar Samen, der in der Nachbarschaft der mütterlichen Pflanze niederfällt. Statt einer einzigen sieht dann in nächsten Jahre eine ganze Anzahl da.

So verbreitet sich mit jedem Frühling und Sommer das begrünte Kläpchen, bis am Ende eine förmliche kleine Wiese oder ein buntes Beet daraus entsteht. Natürlich sind es immer anspruchslose Pflanzen, die unter solchen Daseinsbedingungen existieren können — am besten gedeihen unter verschiedenen Gräsern Rippen-, Korb- und Schmetterlingsblütler, außerdem Mauerpfeffer, Lerchensporn, kriechender Günsel, Hahnenfuß, Baumwurz, Dolben- und Geißblattgewächse. Hier und da kann man auch Rosen auf Mauern wachsen und in voller Blüte stehen sehen. Haben die Wurzeln die Möglichkeit, in der Tiefe einen Halt zu gewinnen, so ist dementsprechend auch die Pflanze oder der Strauch kräftiger. Das beobachtet man bei Steinhausen, auf denen die Wurzeln zwischen den einzelnen Steinen heruntergehen. Allerdings sammelt sich da auch mehr Erde und Staub an, die wiederum die Feuchtigkeit bewahren. Das Gleiche gilt für Mauerritzen und Dachrinnen.

Häufig gewähren solche vom Zufall geschaffene Beete einen überaus malerischen Anblick. So hat wohl noch jeder, der den Kölner Dom bewunderte, seine Freude an den Weichen, Himmelschlüßeln, Bergischmeinnicht und Rosen gehabt, die darauf in reicher Fülle wachsen. Die Kirche in Friedland in Ostpreußen trug vor einer Reihe von Jahren mehrere Johannisbeersträucher, die im Sommer ganz mit Früchten wie übersätet waren. Auf der Ruine Bodenlaube bei Kissingen reiften inmitten förmlicher Bergischmeinnicht-Sträucher Erdbeeren, die sonst keineswegs anspruchslos sind. Noch seltsamer freilich erscheint es, daß vor etwa zwei Decennien die Badegäste in Helgoland auf dem Dach des Dinerrestaurant ein Dämmchen erblickten, das mit Spargelkraut eine verblüffende Ähnlichkeit besaß. Man stellte eine Leiter an und kletterte hinauf und siehe da, es steckten wirklich ein paar Spargel ihre weißen Köpfechen aus der Sandschicht hervor, die der Wind auf das Dach geweht hatte.

Indessen siedeln sich die Pflanzen auch auf andren Bäumen an. Am häufigsten beherbergt die Weide, zumal, wenn sie geköpft ist, solche umgebenen Gasse. Sie liefert ihnen dann einen dem Humus des Waldbodens vergleichbaren Nährboden. Zuerst setzen sich auf dem weichen Holz, das man der Borke beraubt hat, Pilze an, darauf beginnt die Vermoderung, die unter dem Einfluß von Regen und Wärme rasch von statten geht. Meist entstehen Moosschichten, die Staub und Feuchtigkeit festhalten und mit deren Hilfe sich ein Untergrund bildet, der selbst ziemlich anspruchsvollen Pflanzen zu ihrem Gedeihen genügt. Infolge der stetig zunehmenden Vermoderung spaltet sich häufig die Weide und fault in ihrem Inneren völlig aus, inder der Krone noch durch die unteren Rindenschichten Saft zugeleitet wird. Sie füllt sich dann mit der Zeit ganz mit Humus und ist im stande, eine ganze Menge von Gewächsen zu ernähren. Sehr sonderbar sieht es aus, wie diese oftmals in so und sovielen Schichten übereinander wachsen. Keine Pflanze aber sucht sich diesen Standort so gern wie das gelblühende Weidenröschen, dem der Volksmund wohl aus diesem Grunde seinen Namen gegeben hat. In diesen ausgehöhlten Weiden gedeihen mitunter auch Bäume — Birken, Erlen, Fichten, Vogel- und Corneliuskirschen, auch Herligen genannt, Alazien und Maulbeerbäume. Die letzteren, die die Feuchtigkeit ungewöhnlich lange festhalten, eignen sich besonders gut hierzu. Der französische Gelehrte Magnin sah in Malpas eine Weide, die zwei Bäume trug, eine mehr als sechs Meter hohe Birke und eine drei Meter hohe Fichte. Auf einem ostpreussischen Gut existiert eine Weiden-Allee, bei der buchstäblich aus jedem Stamm ein Dämmchen herauswächst.

Die Fälle, in denen andre Bäume — Eichen, Buchen, Ahorn, Alazien, Erlen, Tannen, Fichten, Kastanien, Platanen, Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäume, Eschen, Lärchen und Pappeln — ihresgleichen Gassfreundschaft gewähren, sind seltener, inderen kommen sie doch auch vor. In Barmleben bei Elbing stand bis vor wenigen Jahren eine vom Witz gespaltene Buche, aus der ein mindestens fünf Meter hoher Kirschbaum hervortrauchs. Er war, zumal wenn er in voller Blüte stand, inmitten der ihn wie einen Kranz umrahmenden grünen Buchenäste von ganz eigenartiger Wirkung. —

M. R o s a l.

— Die Wosch. Aus Bukarest wird der „Wossischen Zeitung“ geschrieben: Die Wosch, das ist der große Jahrmarkt, steht jetzt in vollem Flor, und es ist den Fremden hierdurch eine Gelegenheit geboten, ein hochinteressantes Stück rumänischer Volksleben aus unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. Alljährlich um diese Zeit findet die Wosch statt, und nur wer diese wirklich ungeheure Kirmees gesehen, vermag sich von ihrer Großartigkeit einen Begriff zu machen. Sie spielt sich auf einem freien Plage vor Bukarest ab, einem Plage,

der dem berühmten Moskauer Chobinskysfelde nicht nachstehen soll: er ist mehrere tausend Quadratmeter groß, und um die Moschzeit wogt wirklich und wahrhaftig ganz Bukarest da draußen auf und ab. Der Versuch, in einem der zahllosen Tramcars und Straßenbahnwagen, die über die (490 Häusernummern aufweisende!) Calea Moshilor nach der Mosch hinausfahren, ein Plätzchen zu ergattern, ist lebensgefährlich, wofür er überhaupt gelingt. Draußen vor der Stadt breitet sich vor dem überaus feinen Auge eine zweite Stadt aus, buntbewimpelt, aber in einen Ocean von Staub gehüllt, oder aber, nach Regentwetter, in einem Rotmeere schwimmend. Bude an Bude, Pavillon an Pavillon, mit breiten Straßen und großen Plätzen, erglänzend im Lichte von soundsoviel tausend Papierlampen; Karussells, Cirkusse, Schaubuden mit dem obligaten Taucher, dem Panorama der Schlacht von Plewna, der Niesendame, dem anatomischen Wachfiguren-Kabinett — „nimio pentru copii“, nämlich „nichts für Kinder“, demgemäß natürlich das Hauptkontingent der Besucher aus Schuljungen besteht — ferner Zelte mit den recht armseligen Erzeugnissen der heimischen Industrie, dafür aber mit um so prächtigeren Stidwaren, schweren goldborbierten Seiden- und Sammetstoffen, rumänischer Leinwand, gewebten und geknüpften Teppichen, alles Handarbeit, und hauptsächlich ospetarias, nationale Schenken, wo auf dem Roste Würstchen — Mittelei — gebraten und wo Schnaps — Tzuika — verkauft wird. In diesen Schenken geht es vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar hoch her, wobei zu bemerken ist, daß nicht nur die Bauern der Umgebung von Bukarest zu den Besuchern zählen, sondern auch „Mitokanos“, das heißt etwa Vorstädter, sowie auch das gute Bukarester Publikum, Kaufleute, Beamte und Militär, vom Feldwebel auf- und abwärts. Die meisten sitzen mit Kind und Kegel da, tafeln wohlgenut und erquicken sich an der tatsächlich „erquickenden“ Musik der nationalen Lautaritaellen. Jede Ospetaria hat ihr bezeichnendes Schild, und der Fremde staunt daß ob den ganz außerordentlichen Benamungen, wie etwa: „Zur Landung des Columbus“, „Zur Proklamierung des rumänischen Königreiches“, „Zum nächtlichen Trinker“ usw. Es geht aber auch Spekulanten, die ihre Buden mit Namen und Zeichnungen versehen, die unbedingt Gäste anziehen. So lachte ich recht herzlich über eine große Tafel mit der Aufschrift: „La functionarilor suprimati“, d. h. „Zu den entlassenen Beamten“. Es steckt ein Stück Politik hierin, denn mit den functionarilor suprimati sind jene nicht wenigen Beamten der Ministerien gemeint, die bei Einführung des Sturzjahren Sparfameleitsystems aus dem Dienste entlassen worden sind. Die Bude ist denn auch gestickt voll, denn die Sparfamelekeit ist bei den Rumänen herzlich unbeliebt, und die entlassenen Beamten, die als Opfer betrachtet werden, sind hier überaus volkstümlich und bilden beinahe eine politische Partei, versteht sich, eine oppositionelle. Weiter draußen, an der Peripherie der Mosch, ist es erst recht interessant. Hier werden hölzerne Waschmulden und Tröge, Birnenbesen und getrocknete Häute, Lederwaren und Erzeugnisse der bäuerlichen Thonindustrie verkauft. Man sieht mitunter irdene Vasen und Krüge von wirklich klassischer Eleganz der Form; um einen Spottpreis sind sie käuflich. Auffallend ist, daß viele dieser Thongefäße an die reinsten altgriechische Form gemahnen, Amphoren und henkellose Krüge besonders. Von nachgeahmter Antiquität kann hierbei nicht die Rede sein, denn die Bauern, die sich mit dieser Industrie befassen, erzeugen die Dinge nach den von ihren Voretern überkommenen Formen. Zwischen den Verkaufsstellen lauern Gruppen unendlich romantisch aussehender und unendlich schmutziger Zigeuner. Die Männer blicken fast stumpf ins Leere, die Weiber und Kinder rühren in unsauberen, großen Kesseln umher, in denen irgend ein Hegenstraß brodelt. Die Kinder rauchen Cigaretten, die alten Weiber Cigarren und Stummelpfeifen. Die Mädchen, gleichfalls rauchend, schreien und preisen die unschlarbar wahren Prophezeiungen an, die sie gegen „tschiutsch paralo“ gegen fünf Centimes Entgelt machen. Mitunter tanzen zehn oder zwölf rumänische Burtschen in Nationaltracht die „Gora“, wobei sie sich an den Schultern fassen und schrittweise im Kreise umhergehen. Mädchen tanzen die „Gora“ allein für sich, die Musik besorgt irgend ein Dudelsackpfeifer oder Lautar. Die Mosch währt etwa fünf Wochen lang. Zum Schluß verteilt die Stadtgemeinde Preise an die Aussteller der schönsten Waren.

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Wirkung des Seewassers auf die Keimfähigkeit der Samen hat M. Pedersen vorbild auf seiner Grönlandreise mit A. J. B. Steensrup studiert. Er stellte (wie schon früher Darwin), durch Vergleich mit trocken aufbewahrten Samen zur Gegenprobe, je nach der Art einen sehr wechselnden Erfolg fest. Er unterscheidet sieben verschiedene Klassen. Bei der ersten (zu der nur die Samen zweier Arten gerechnet werden konnten) war der Einfluß ein förderlicher, die Samen keimten besser als uneingeweichte. Hierher gehörten nur Meersees und Strandmelde. Bei der letzteren und bei mehreren andern Arten ist aber nach Vorbild ein besonderer Umstand zu beachten. Die Strandmelde erzeugt zweierlei Samen, schwarze, welche die Mehrzahl ausmachen, und braune. Behandelt man ein Gemisch beider mit Seewasser, so steigt die Keimfähigkeit, die sonst nur 60 Proz. beträgt, auf 90 Proz. Läßt man aber das Seewasser auf jede der beiden Samenarten getrennt wirken, so geben die schwarzen Samen nach der Seewasser-Behandlung 92 Proz. Keimlinge, während sie, trocken bewahrt, nur 22 Proz. liefern. Ihre

Keimkraft wurde also durch die Seewasser-Behandlung gesteigert. Dagegen keimen die größeren braunen Samen nur zu 74 Proz. nach der Einweichung in Seewasser, während sie, trocken aufbewahrt, fast sämtlich (100 Proz.) keimten. Hier findet also bei der einen Form eine direkte Begünstigung der in Seewasser gelegten und später auf eine Keimstelle gelangten Samen statt. Bei einer zweiten, ziemlich zahlreiche Samen umfassenden Klasse findet keine oder nur eine geringfügige Veränderung statt, wenn die Entwirkung des Seewassers nicht zu lange dauert. Hierher gehörten von den Versuchssamerereien diejenigen des weißen Steinlees, der Strand-Platterbse, einer Klettenart (*Lappa tomentosa*) und der *Ambrosia maritima*. Zu einer dritten Klasse, von der nach gleich langer Entwirkung des Seewassers noch zwei Drittel der Samen keimten, wurden unter anderen *Carex dioica*, *Soleranthus perennis*, Strandschwengel, Sauerampfer, Lein und andre gehörig gefunden. In eine vierte, flünste und sechste Klasse wurden diejenigen Samen gerechnet, von denen das Seewasser noch die Hälfte, ein Drittel und weniger keimfähig ließ, in die siebente endlich die vollständig keimunfähig gemachten. — („Prometheus.“)

Aus dem Gebiete der Chemie.

ie. Ein Stück modernster Chemie. Eine großartige Veranschaulichung des ungeheuren Fortschritts, der in den Hilfsmitteln der Chemie während der letzten Jahre gemacht worden ist, giebt ein in den „Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ von Dr. Kraft veröffentlichter Aufsatz. Zwei Apparate neuester Entstehung haben bei den fraglichen Versuchen die Hauptrolle gespielt, einmal der elektrische Ofen und zweitens das Quarzglas. Quarzröhren konnten bisher auf 1200 Grad und unter Beobachtung besonderer Vorsicht sogar bis auf 1400 Grad erhitzt werden, ohne eine Beschädigung zu erleiden. Sie sprangen sogar dann nicht, wenn gleichzeitig die Luft aus ihnen soweit herausgezogen wurde, wie es zur Erzeugung von Kathoden-Strahlen in der Röhre erforderlich ist. Man konnte solche Röhren auch mit Metall füllen, sie bei 1200 Grad in den Ofen bringen, wieder abkühlen und noch einmal erhitzen, ohne daß eine Gefahr des Zerbrechens entstand. Der elektrische Ofen ist jetzt soweit vervollkommen, daß die Temperatur zwischen 18 und 1400 Grad bis auf 2 oder 3 Grad genau geregelt werden kann. Das wunderbarste an den Quarzröhren ist ihre geringe Wärmeleitung. Man konnte sie durch einfaches Wachs mit einer Luftpumpe verbinden, ohne daß das Wachs schmolz, obgleich es sich nur wenige Zoll von dem heißesten Teil des Ofens entfernt befand. Unter Anwendung des elektrischen Ofens ist es infolge des niedrigen Drucks möglich, Radium schon bei 240, Zinn bei 545, Bismut bei etwa 1000 Grad ins Sieden zu bringen. Blei ging bei 1180 Grad eine reichend schnelle Destillation ein. Silber begann bei 1200 Grad sehr schnell zu verdunsten, Kupfer bei 1315 und Gold bei 1375 Grad, die beiden letzteren freilich nur in geringem Maße. —

Humoristisches.

— Hebertroffen. Der Freund: „Ihr Gatte beherrscht sieben Sprachen — das ist erstamlich.“
Die Frau: „D, ich beherrsche noch viel mehr.“
Der Freund: „Wie wäre das möglich?“
Die Frau: „Nun, meinen Mann samt seinen sieben Sprachen!“
— Frech. Schusterjunge (der zum Frühstück trockenes Brot erhält): „Frau Meestern, Sie sind wohl ooch Spiritistin geworden?“
Meisterin: „Wieso?“
Schusterjunge: „Na, die Butter uff meiner Stulle ist gänzlich dematerialisiert.“ — („Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Ein Gastspiel der Waldler (Wahertal = Theater) beginnt diesen Sonntagabend im Belle-Alliance-Theater. Als erstes Stück geht Fr. Seufferts vieractiges Volksstück „Der Schnitzfranzl von Baldkirchen“ (Musik von Franz Voith), in Scene. —
— Im Thalia-Theater gelangt morgen Paul Duensels dreiactiges Lustspiel „Das Alter“ durch das Ensemble des Sächsischen Volkstheaters zur Aufführung. —
— Richard Strauß' sinfonische Dichtung „Talliefer“ erlebt dieser Tage in Zürich die Erstaufführung. —
— Das Theater an der Wien hat für das kommende Spieljahr (1903/1904) sechs neue Operetten erworben. Musik und Text stammen ausschließlich von Wiener Komponisten und Librettisten. —
— Einer neuen Art der Postkarte, die für längere Zeit wirkungsvoll bleiben dürfte, hat sich, der „Nöln. Volksztg.“ zufolge, eine Anzahl von Kölner Firmen zugewendet. Dieselben lassen auf erotische Ansichtskarten ihre Firmen drucken, versehen sie, bereits mit Adresse versehen, nach Ländern mit feinerem Postverkehr, dessen Postwertzeichen für Sammler einen besonderen Wert haben, und lassen die Karten, mit einer solchen Marke versehen, dort auf die Post geben. In der Annahme, daß eine solche Postkarte dem Empfänger meist willkommen sein und wegen ihrer Stempel auch gern aufbewahrt werden wird, dürften sich die Firmen nicht verrechnen. —